

USA

Obamas Pakt

Mit der Entlassung seines Afghanistan-Kommandeurs Stanley McChrystal und der Ernennung von David Petraeus zu dessen Nachfolger hat Barack Obama den Erfolg seiner Präsidentschaft mehr denn je an einen Fortschritt im Hindukusch-Krieg geknüpft.

Es ist Montagabend gegen acht, als Barack Obamas Pressesprecher Robert Gibbs sich mit einer Kopie des Artikels aus dem Musikmagazin „Rolling Stone“ vom West Wing des Weißen Hauses hinüber in die privaten Räume des Präsidenten aufmacht. Er sucht seinen Chef, der um diese Zeit zuweilen mit der Familie zu Abend isst. Mr. President, ruft er ihm zu, als er ihn noch im Erdgeschoss abfängt, es gebe da einen Artikel, den er unbedingt sehen müsse, der Oberbefehlshaber für Afghanistan, General Stanley McChrystal, lästere darin über alles und jeden.

Obama beginnt zu lesen, aber er braucht nicht viel, nur den Einstieg, sagen seine Helfer, die ersten zwei, drei Absätze, in denen der General auf einer Auslandsreise in Paris beschrieben wird, auf der er sich wie ein Halbstarker betragt, sich im Kreis seiner Begleiter in derbem Männerhumor gefällt und erklärt, statt zu einem Abendessen mit einem französischen Minister zu gehen, würde er sich lieber „von einer Menge Leute in den Hintern treten lassen“. Das alles hier sei „fucking gay“, völlig verquer, sagt ein Mitarbeiter.

Obama blickt auf, zornig, berichtet einer seiner Mitarbeiter. Ihm ist schon jetzt klar, dass McChrystal nicht zu halten sein

wird, dabei hat er die despektierlichen Passagen, in denen er selbst vorkommt, noch gar nicht gelesen. „Der Präsident war nicht wütend über die Dinge, die über ihn gesagt wurden“, sagt der Zeuge. Er habe sich nur sofort Sorgen gemacht, wie solche Sottisen wohl auf die US-Verbündeten in Afghanistan wirken könnten, etwa auf die Franzosen, die seit Jahren den Krieg unterstützen.

Obamas Helfer erzählen gern die Geschichte von der entscheidenden Nacht, als der Präsident zum ersten Mal den Artikel in den Händen hält und nachliest, wie sein Oberbefehlshaber sich selbst, sein Land und seine Regierung beschämt. Sie sehen darin einen Beleg dafür, wie schnell Obama an jenem Abend die Initiative ergriff, weil er sofort verstand, welche Gefahr ein General bedeutet, der mitten im Krieg die Verbündeten beleidigt und sich über die Zivilisten im Afghanistan-Team des Weißen Hauses mokiert.

40 Stunden später hat Obama den respektlosen General gefeuert. Nun steht er im Rosengarten des Weißen Hauses, und neben ihm steht David Petraeus, der Oberbefehlshaber des Zentralkommandos für den gesamten Nahen Osten und für Afghanistan. Bisher war er McChrystals Chef gewesen, jetzt soll er dessen Nachfolger werden. Obama wirkt kühl und entschlossen, und er greift zu großen Worten. „Krieg ist größer als ein einzelner Mensch, auch größer als ein General“, sagt er. „Wir müssen alle zusammenstehen.“

Bis zu diesem Moment war Petraeus der wohl unwahrscheinlichste Kandidat für das Amt, weil er auf Obamas Bitte hin nicht nur in der Hierarchie absteigen muss, um von Kabul aus den Krieg zu lenken. Petraeus ist auch ein durchaus politischer Kopf; es wird ihm nachgesagt, er könne womöglich 2012 als Präsidentschaftskandidat der Republikaner gegen Barack Obama antreten. Eine solche Absicht hätte eigentlich jeden Schritt verboten, der ihn stärker an Obama bindet. Für den Präsidenten war es also ein gelungener Coup, mit dem kaum jemand gerechnet hat. Die „Washington Post“ lobte süffisant: „Es gab ein seltenes Spektakel zu



General McChrystal vor der Entlassung
Alles völlig verquer

Präsident Obama, neuer Afghanistan-Kommandeur

bestaunen: Der Commander-in-Chief kommandiert wirklich.“

Ist das der Befreiungsschlag, auf den Obama so lange gewartet hat, „brillant, politisch wie strategisch unangreifbar“, wie Fred Kaplan im Online-Magazin „Slate“ schreibt? Oder hat sich Obama nur tiefer in einen Krieg verstrickt, den er vielleicht gar nicht mehr gewinnen kann?

Mit Petraeus hat er jetzt einen der stärksten Befürworter des Surge, der Aufstockung der Truppenstärke, verpflichtet. Wenn dieser Krieg sich immer länger hinziehen sollte, wird er als Kriegspräsident um seine Wiederwahl bei jenen Bürgern werben müssen, die ihm jetzt schon vorwerfen, dass der Afghanistan-Feldzug bereits länger anhalte als der Zweite Weltkrieg.



CHARLES D HARAPAK / AP

Petraeus*: „Krieg ist größer als ein einzelner Mensch“

Und nicht nur bei seinen Landsleuten ist der Afghanistan-Feldzug umstritten. Auch im Ausland wachsen die Zweifel, ob die Verbündeten Obama mit eigenen Truppen weiterhin in Zentralasien zu Hilfe kommen sollten. „Keine Regierung kann es sich auf längere Dauer leisten, an einer Außenpolitik festzuhalten, die daheim zutiefst unpopulär geworden ist“, warnte der pakistanische Stratege Ahmed Rashid im SPIEGEL (Nr. 21/2010).

Die zusehends kriegsmüden Briten hatten am vorvergangenen Sonntag ihren 300. gefallenen Soldaten seit Beginn der

Afghanistan-Mission zu beklagen. Im Laufe der Woche kamen dann noch gleich weitere sieben junge Briten ums Leben. Solche Verluste bestärkten die Zweifel, ob der Konflikt überhaupt noch militärisch zu gewinnen sein würde.

Offen auszusprechen wagt dies jedoch kaum jemand. Nur einer hat es immer wieder getan. Der oberste britische Diplomat in Afghanistan, Sir Sherard Cowper-Coles, drängte, anders als McChrystal, auf Verhandlungen mit den Taliban. Dafür versetzte ihn das Außenministerium vorige Woche überraschend in den Urlaub; seine Rückkehr nach Afghanistan gilt als unwahrscheinlich.

Auch die Polen, die das siebtstärkste Afghanistan-Kontingent stellen, kündigten gerade ihren Rückzug an. Sie fol-

gen damit den verbündeten Kanadiern und Niederländern, die schon vor Monaten beschlossen, ihre Truppen heimzuholen.

Aus Deutschland allerdings, wo die Mehrheit der Bürger den Krieg ebenfalls ablehnt, sind solche Konsequenzen – noch – nicht zu erwarten. Obwohl McChrystal häufig hämisch über die deutschen Truppen in Afghanistan hergezogen war (siehe Seite 88), trauerte Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg dem geschassten General nach: „Ich habe immer exzellent mit McChrystal zusammengearbeitet und sehe wenig Gründe, an seiner Strategie jetzt etwas zu ändern.“

Zweifellos hat Obama durch seine entschlossene Haltung zumindest in der Hei-

* Mit Verteidigungsminister Robert Gates und Vizepräsident Joe Biden am vorigen Mittwoch im Garten des Weißen Hauses.

„Petraeus ist ein Sieger“

Bruce Riedel, 57, Ex-Berater von Barack Obama für Afghanistan, über das Kriegsdilemma des Präsidenten

SPIEGEL: Was haben Sie gedacht, als Sie den „Rolling Stone“-Artikel über Stanley McChrystal lasen, in dem der General und seine Leute führende Mitglieder der US-Regierung beleidigen?

Riedel: Ich war völlig überrascht. Alle sagen nun, McChrystal habe mangelnde Urteilskraft bewiesen. Müsste man nicht eher von völliger Dummheit reden? Ich finde es schockierend, dass ein Militärkommandeur so eine Sprache verwendet – oder seine Mitarbeiter so reden lässt.

SPIEGEL: Sah McChrystal wegen der schwierigen Lage in Afghanistan etwa keinen Sinn mehr in seiner Mission – und suchte nach einem raschen Abgang?

Riedel: Das könnte man doch geschickter anstellen. Er hat sich zum Trottel gemacht. Es ist eigentlich ziemlich tragisch.

SPIEGEL: Präsident Obama machte sich offenbar auch Sorgen über die Reaktionen der Verbündeten – etwa der Franzosen, über die McChrystal lästerte.

Riedel: General David Petraeus ist auch deshalb zu McChrystals Nachfolger ernannt worden, weil er so gut mit US-Verbündeten umgehen kann. Dass er das Kommando in Afghanistan übernimmt, beruhigt unsere Nato-Partner, es beruhigt Afghanistans Präsidenten Hamid Karzai, und es beruhigt die Führung in Pakistan. Alle wissen jetzt, dass es in Kabul einen Personalwechsel gegeben hat – aber keinen Strategiewechsel.

SPIEGEL: Obama hat sich weiteren Streit in seinem außenpolitischen Team verbeten. Wie schlimm ist das Chaos wirklich?

Riedel: Es gab eine Reihe von peinlichen Indiskretionen und öffentlichen Grabenkämpfen. Denken Sie nur an McChrystals geheimes Memo über die geplante Truppenaufstockung in Afghanistan, das in der „Washington Post“ landete. Der Präsident hat das toleriert, solange er den Kriegseinsatz in Afghanistan dadurch nicht gefährdet sah.

SPIEGEL: Hat er es nicht zu lange toleriert?

Riedel: Vielleicht hat die McChrystal-Affäre ja auch etwas Gutes: dass die US-Regierung wieder an einem Strang zieht. Wenn man

Aufständische bekämpft, kann man viele Dinge nicht kontrollieren. Aber dass die eigene Mannschaft gut zusammenarbeitet, das kann man steuern. Obama will dafür sorgen – und mit Petraeus hat er die richtige Person ausgesucht.

SPIEGEL: Aber der wichtigste Konflikt zwischen US-Politik und den Militärs ist nicht gelöst. Obama will im Juli 2011 mit dem Abzug aus Afghanistan beginnen. Seine Generäle halten davon nichts.

Riedel: Ich glaube, dieses Thema ist durch. Es wird keinen größeren Truppenabzug im Juli 2011 geben. Petraeus hat im Prinzip bekommen, was er wollte.

SPIEGEL: Obamas Abzugsplan hat sich also erledigt?

Riedel: Petraeus hätte den Job nicht angenommen, wenn er sich nicht sicher wäre, dass diese Vorgabe eher symbolischer Natur ist – dass also nächsten Sommer nicht wirklich ein Abzug der US-Truppen beginnt.

SPIEGEL: Hat Petraeus das zur Bedingung gemacht?

Riedel: Ich kenne David Petraeus ziemlich gut. Er würde so eine Forderung nicht offen stellen. Aber der Präsident kannte ja seine Einstellung, als er ihm den Job anbot.

SPIEGEL: Also findet sich Obama damit ab, dass US-Truppen noch viele Jahre in Afghanistan bleiben werden.

Riedel: Es ist schon bemerkenswert: Zwei US-Präsidenten nacheinander vertrauen General Petraeus, um eine verfahrenere Kriegssituation zu retten. George W. Bush im Irak, nun Obama in Afghanistan. Aber es gibt einen wichtigen Unterschied: Bush konnte nicht wiedergewählt werden, bei ihm ging es um sein Vermächtnis. Obama will sich eine zweite Amtszeit sichern – und dafür muss er in Afghanistan Fortschritte machen.

SPIEGEL: Es gibt noch eine andere Theorie: Danach hat Obama Petraeus ernannt, weil der angesehene General den Amerikanern am ehesten beibringen könnte, dass der Krieg in Afghanistan nicht zu gewinnen ist.



Südasien-Experte Riedel
„Kein Truppenabzug“

MARTIN H. SIMON



Afghanischer Staatschef Karzai, Bodyguards vor

Riedel: Petraeus hat diesen neuen Job nicht angenommen, um zu scheitern. Er ist ein Sieger. Und er wird Wege finden, auch in Afghanistan zu gewinnen.

SPIEGEL: Warum nimmt Petraeus mit 57 Jahren dieses Risiko auf sich?

Riedel: Weil er ein echter Patriot ist. Petraeus glaubt, dass der Krieg am Hindukusch für Amerikas nationale Sicherheit entscheidend ist – im Kampf gegen al-Qaida und ihre Verbündeten. Außerdem hat Petraeus die Afghanistan-Strategie mitgestaltet. Ihm ging es von Anfang an um einen neuen Ansatz, mit den Aufständischen umzugehen. Obama hat sich jetzt dieser Strategie verschrieben, zumindest für seine erste Amtszeit.

SPIEGEL: Dieser neue Ansatz – weniger Bomben und weniger zivile Tote, mehr Dialog mit der Bevölkerung, bessere Einbeziehung der afghanischen Sicherheitskräfte –, funktioniert er überhaupt? Der Juni war der blutigste Monat aller Zeiten für die Nato-Truppen in Afghanistan.

Riedel: Es ist zu früh, das zu beurteilen. Bis jetzt sind ja nicht einmal alle 30000 Soldaten der neuen Truppen angekommen, die Obama im Dezember geschickt hat. In Afghanistan läuft es nicht wie bei der Invasion in der Normandie – wo man am Ende des Tages sagen kann, ob etwas geklappt hat oder nicht. Wahrscheinlich können wir nicht vor dem kommenden



Sprengschutzmauern auf dem Stützpunkt Bagram: Vertrauen verloren

Frühjahr oder Sommer sicher beurteilen, ob sich die neue Strategie bewährt. **SPIEGEL:** Aber es gärt auch im US-Militär. Soldaten sagen: Die neue Strategie behindert uns, wir können nicht mehr so viele Bomben abwerfen, wir können seltener Luftunterstützung anfordern. Deshalb sterben mehr von unseren Kameraden.

Riedel: Das stimmt, für unsere Truppen ist das Risiko gestiegen. Aber ich halte es nach wie vor für richtig, tödliche Luftangriffe – die oft afghanische Zivilisten treffen – möglichst zu vermeiden. Ich glaube, dass Petraeus diesen Ansatz fortführen wird.

SPIEGEL: Obama hat jetzt zum zweiten Mal innerhalb eines Jahres den Oberkommandierenden in Afghanistan gefeuert. Kann er das noch ein drittes Mal tun?

Riedel: Der letzte vergleichbare Fall liegt lange zurück. 1863 entließ ein US-Präsident zwei Kommandeure in einem Jahr – das war Abraham Lincoln, die Vereinigten Staaten befanden sich im Bürgerkrieg. Der Zeitraum zeigt, wie ungewöhnlich so ein Schritt ist. Obama ist nun an Petraeus gekettet. Einen dritten Kommandeur in Afghanistan kann er sich während seiner Präsidentschaft nicht leisten.

INTERVIEW: GREGOR PETER SCHMITZ

mat einen wichtigen Sieg errungen. Petraeus ist der beliebteste General Amerikas und in allen politischen Lagern unumstritten. Selbst Obamas republikanischer Gegenspieler John McCain lobte die Entscheidung des Präsidenten und will dafür sorgen, dass Petraeus möglichst noch in dieser Woche im Senat bestätigt wird. „Obama hat einen General, den jeder kritisierte, ausgetauscht gegen einen, den niemand kritisieren darf“, schrieb „Newsweek“.

Auch die Militärführung kann sich über den Wechsel an der Spitze nicht beklagen, obwohl das Pentagon und die Generäle McChrystal schätzten. Ohnehin war in Obamas Afghanistan-Team ein Wechsel überfällig, zu zerstritten war McChrystal vor allem mit dem US-Botschafter in Kabul, Karl Eikenberry, mit dem Sicherheitsberater im Weißen Haus, McChrystals ehemaligem Generalskollegen James Jones, und mit dem Sonderbeauftragten für Afghanistan, dem cholerischen Richard Holbrooke.

Zu stolz waren McChrystal und seine Männer auf ihre ruppigen Umgangsformen; diplomatisches Taktieren galt ihnen als verdächtig. In der schulterklopfenden Machowelt, in der McChrystal sich wohl fühlt, grenzt Höflichkeit an Anbiederei. Einzig für den bedrängten afghanischen Präsidenten Hamid Karzai war McChrystal der letzte Amerikaner, zu dem er noch volles Vertrauen hatte.

In jedem Fall erscheint Petraeus als die bessere Wahl für Obamas Krieg. Denn die Auseinandersetzung mit den Taliban ist nicht mit Waffen zu gewinnen, sondern mit besserer Kommunikation. Die sogenannte COIN-Strategie, welche die rebellischen Taliban isolieren soll, setzt darauf, bei der Bevölkerung Vertrauen zu erwerben.

Sie dreht die traditionelle Kriegslogik um: Nicht der Feind sei das vorrangige Ziel, sondern der Schutz der Bevölkerung, bläute McChrystal seinen Soldaten ein, nur so würde der Westen die Unterstützung der Afghanen gewinnen und den Taliban langsam den Boden entziehen. Er befahl seinen Soldaten im Feld, nur im absoluten Notfall Luftunterstützung anzufordern und größere Risiken für die eigene Sicherheit einzugehen. Es ginge jetzt auch darum, die Menschen für die Idee eines friedlichen Afghanistan zu gewinnen. Es ging auch um Diplomatie. Reden statt Bomben.

Petraeus kennt diese Strategie mindestens genauso gut wie McChrystal. Schließlich ist er Mitautor jenes Handbuchs, das die neuen Regeln des Kampfes festlegt. 241 Seiten lang ist das Werk und reichert vertraute Grundsätze der Guerilla-Bekämpfung mit vielen zivilen Hinweisen zur Einbindung „sozialer Netzwerke“ vor Ort an. Petraeus muss nun nur seine eigenen Ideen umsetzen. Und anders als McChrystal, der sich vom US-Botschafter in Kabul „verraten“ fühlte, hat Petraeus bei seinem Einsatz im Irak mit dem US-Botschafter in Bagdad blendend zusammengearbeitet und dabei diplomatisches Geschick bewiesen.

Aus den möglichen Präsidentschaftsträumen des Generals kann allerdings erst einmal nichts werden. Von Kabul aus kann niemand Wahlkampf führen und außerdem: Scheitert Petraeus in Afghanistan, ist auch er als Bewerber gescheitert. Sollte er gewinnen, fällt der Sieg vor allem dem Präsidenten zu.

Dafür aber hat Petraeus nun auch Obama in der Hand, etwa wenn es um die Forderung nach weiteren Truppen geht. „Petraeus will der neue Clausewitz werden“, sagt Jonathan Alter, Autor des Buches „The Promise“, des ersten umfassenden Blicks hinter die Kulissen von Obamas Weißem Haus. „Er möchte beweisen, dass er eine ganz neue und erfolgreiche Militärdoktrin entwickelt hat.“

Im Irak hat sein Ansatz funktioniert. Aber Afghanistan ist nicht der Irak, das hat Petraeus selbst immer wieder betont. Und bislang sind positive Ergebnisse der neuen Strategie weitgehend ausgeblieben. Im Gegenteil. Die Befürchtung wächst, dass der Westen dabei ist, diesen Krieg zu verlieren.

Die Eroberung der Stadt Marja sollte ein Musterbeispiel für die erfolgreiche Anwendung der neuen COIN-Doktrin

„Wichtig für den Boss“

Wie das Team von US-General McChrystal Öffentlichkeitsarbeit betrieb

Das Gute an meinem Job ist, dass eigentlich immer ein Spion vorbeikommt, der mir einen Drink ausgibt“, sagt Duncan Boothby und nimmt einen Schluck Bier. Es ist ein Mittwochabend im April. Boothby, schwarzer Anzug, weißes Hemd, schwarze Krawatte, sitzt in einem schweren Ledersessel der Hotelbar des Ritz-Carlton in Berlin. Er hat eine lange Reise hinter sich. Über Europa hängt in diesen Tagen eine Aschewolke. Obwohl sein Chef ein Vier-Sterne-General der US-Armee ist, haben sie keine Flugerlaubnis erhalten. Also sind sie 13 Stunden mit dem Bus von Paris nach Berlin getourt. Boothby wollte es so. Deutschland sei „wichtig für den Boss“, sagt er.

„Der Boss“ ist Stanley McChrystal, der Kommandeur der US- und Isaf-Truppen in Afghanistan. Boothby ist einer seiner engsten Mitarbeiter, zuständig für Kommunikation. „Duncan Boothby“ steht auf seiner Visitenkarte. Sonst nichts. „Team America“ nennt sich die Gruppe, die McChrystal um sich geschart hat. Boothby ist der Intellektuelle unter ihnen, er redet gern über den Krieg. An diesem Nachmittag tut er das mit zwei deutschen Journalisten.

Journalisten sind seine wichtigsten Helfer im Kampf um die Deutungshoheit in diesem Krieg, und in Deutschland wächst die Kritik am Einsatz in Afghanistan. Eine Maschine mit vier gefallenen Bundeswehrsoldaten ist am Morgen in Köln gelandet. Boothby fragt, was das für das deutsche Engagement am Hindukusch bedeute.

Der Ton gegenüber den Verbündeten ist ruppig im „Team America“. „Ich höre regelmäßig und zunehmend Klagen oder alternativ Späße“ über deutsche Soldaten, berichtet ein BND-Mann bereits 2009 in einer „melde-dienstlichen Verschlussache“ aus Af-

ghanistan. „Nicht zu unterschätzen sind die zunehmenden Berichte“ der US-Soldaten „über das Verhalten der Deutschen in und außer Dienst“. Dies werde „COMISAF zugetragen und zeichnet sehr wahrscheinlich dessen Bild von Professionalität“. COMISAF, das ist McChrystal, der Boss.

Auch von den deutschen Politikern ist dessen Pressemann enttäuscht. Mc-



Minister Guttenberg, General McChrystal
Ruppiger Ton gegenüber den Verbündeten

Chrystal selbst hat am Vormittag mit den Verteidigungsexperten aller Fraktionen des Bundestags gesprochen. „Die meisten waren völlig unvorbereitet, kaum einer hatte McChrystals Grundsatzpapier gelesen“, sagt Boothby. Das Grundsatzpapier ist seine Bibel. Es besagt, dass der Schutz der afghanischen Zivilbevölkerung Priorität haben müsse.

Boothby glaubt an die Strategie. „Das, was wir in Afghanistan ausprobieren, wird uns helfen, auch die künftigen Konflikte zu lösen.“ Zwei Bier trinkt er und plaudert. Dann führt er die Journalisten zum Boss.

„Gibt es was Neues aus Kandahar?“, fragt Stanley McChrystal und blickt in die Runde. Das Team hat die Suite im neunten Stock des Ritz-Carlton in Berlin in eine provisorische Operationszentrale verwandelt. Auf den Tischen stehen Laptops, verbunden mit blauen Kabeln, die quer durch das Zimmer führen. Von hier aus wird seit zwei Tagen der Krieg in Afghanistan geführt. Etwa zehn Menschen haben sich irgendwo zwischen Computern und Kabeln einen Platz gesucht. Auf dem Sofa erholt sich ein schwitzender Soldat der Navy Seals, in kurzen Hosen und Basketball-Shirt, von seinem Lauf durch den Tiergarten. McChrystal selbst steht in der Mitte. Ohne Uniform, im grauen Anzug. Es wirkt ein bisschen so, als habe man ihn seiner Identität beraubt. Seine Frau Annie erscheint, in schwarzem Cocktailkleid und Pumps, es ist Zeit für den Boss zu gehen. Das Paar ist beim US-Botschafter zum Dinner geladen.

Das Abendessen für seine Untergebenen findet im „dos palillos“ statt. Für die achtköpfige Runde wirkt das menschenleere Restaurant wie eine Theaterkulisse. Boothby hat neben den zwei deutschen auch noch einen amerikanischen Journalisten vom „Rolling Stone“ angeschleppt, angekündigt als „ein unrasierter Typ mit Jeans und Jackett“. Der rotblonde, etwas unteretzte Mann stellt sich als Michael Hastings vor. Boothby ist stolz auf diesen Kontakt, er hat ihn aufgetan. Hastings begleite sie schon seit ein paar Tagen, sagt er. „Der ‚Rolling Stone‘ wird von vielen Gegnern des Krieges gelesen. Das sind die Leute, die wir erreichen wollen.“ Hastings nickt stumm. Er hört lieber zu.

Das war vor zwei Monaten. Am vergangenen Dienstag erscheint im „Rolling Stone“, was der schweigsame Hastings gehört hat. Seine Geschichte kostet Boothby noch am selben Tag den Job. Einen Tag später geht auch der Boss. Gefeuert, nicht, weil er einen Krieg verloren hat. Gefeuert, weil im „Rolling Stone“ jeder lesen konnte, was sein Team von Präsident Obama hält, seinen Beratern, seinen Botschaftern und seinen Verbündeten.

ULRIKE DEMMER, JOHN GOETZ



BAY/ISMORO / AFP

Britische Soldaten, Einwohner in Helmand: „Macht das alles noch einen beschissenen Sinn?“

werden. Mit 15 000 Soldaten zogen die Verbündeten im Februar gegen den Ort in der durch Landwirtschaft geprägten Provinz Helmand. Sie wollten die rund 82 000 Einwohner von den Taliban befreien, die sich dort festgesetzt hatten. Gelungen ist das nicht. Selbst McChrystal bezeichnete das beharrliche Rebellennetz inzwischen als „blutendes Geschwür“.

Eine ähnliche Operation, nur mit ungleich stärkeren Kräften, sollte Kandahar, Afghanistans zweitgrößte Stadt und das spirituelle Zentrum der Taliban, befreien. Die Offensive wird immer wieder verschoben – vielleicht auf den Herbst, vielleicht aber kommt sie nie.

Von einem Frieden ist Afghanistan jedenfalls weit entfernt. Allein im Juni mussten die Koalitionstruppen bis zum vorigen Freitag 80 getötete Soldaten hinnehmen – der blutigste Monat im bislang fast neunjährigen Krieg. Ein enger Berater McChrystals lässt sich im „Rolling Stone“ mit dem Satz zitieren, der Einsatz dort werde „nie wie ein Sieg aussehen, riechen oder schmecken“.

Auch andere US-Militärs fragen immer lauter, ob Amerika für so einen umfassenden und langwierigen Ansatz, wie McChrystal und sein Nachfolger ihn befürworten, genug Geduld hat. Zumal in den nächsten Monaten die eigenen Verluste womöglich eher zunehmen werden – genauso, wie es im Irak geschah, als Petraeus übernahm, bevor er Monate später das Blatt wenden konnte.

In dem umstrittenen „Rolling Stone“-Artikel des Autors Michael Hastings beklagen sich vor allem Soldaten offen über ihre Situation – meist über den Befehl, selbst in bedrohlicher Lage nicht einfach zu schießen, um unbeteiligte Zivilisten

zu schonen. „Macht das alles noch einen beschissenen Sinn?“, klagt einer. „Da fragt man sich: Was machen wir hier eigentlich?“, ein anderer.

Petraeus aber steht für diesen Ansatz. Und deswegen sind auch die Gefahren seiner Ernennung für Obama unverkennbar. Der Präsident und sein Kommandeur haben einen Pakt geschlossen. „Obama ist nun an Petraeus gekettet.“ Einen weiteren Kommandeur in Afghanistan könne er sich nicht leisten, sagt Bruce Riedel, Mitautor der Afghanistan- und Pakistan-Politik des Präsidenten (siehe Seite 86). Es ist ein Pakt mit vielen Unbekannten. Vor allem ist längst noch nicht ausgemacht, ob Petraeus wirklich Obamas Absicht teilt, das Ende des unpopulären Ein-

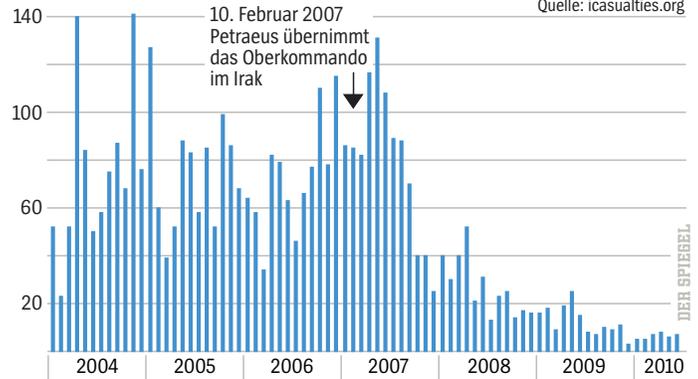
„In einer perfekten Welt sollten wir mit Zeitangaben vorsichtig sein.“

satzes schon im kommenden Jahr einzuläuten.

Von Juli 2011 an, so verkündete Präsident Obama in seiner Afghanistan-Rede vorigen Dezember an der Militärakademie West Point, werde der Abzug der zusätzlichen Soldaten beginnen. McChrystal hielt nichts von der Idee. Er glaubte, Obama sende das falsche Signal an Amerikas Feinde. Schließlich könne die Überzeugungsarbeit bei der Bevölkerung Jahre brauchen, um Erfolge zu zeitigen.

Die Frage, wie einig Obamas Afghanistan-Team nach der Berufung des Generals nun wirklich ist, bleibt deshalb weiterhin unbeantwortet. Ist Verteidigungsminister Robert Gates wirklich schon auf dem Absprung? Immerhin wollte er

Todesopfer der Koalitionstruppen, monatlich im Irak



McChrystal eigentlich halten und scheiterte mit diesem Vorsatz.

Und was wird aus dem Sicherheitsberater Jones, den einer von McChrystals Mitarbeitern als „Clown“ bezeichnet hatte? Viele Obama-Helfer empörten sich zwar über die Wortwahl, aber niemand mochte sich dazu aufraffen, den angegriffenen General a. D. zu verteidigen. In Obamas engstem Berater-Team spielt er kaum noch eine Rolle.

Auch Afghanistan-Sonderbeauftragter Holbrooke – im „Rolling Stone“-Text als „verwundetes Tier“ bezeichnet – ist angeschlagen. Im Februar schrieb Jones an Botschafter Eikenberry, er solle sich über Holbrooke nicht zu sehr aufregen, der sei sowieso bald weg vom Fenster. Das Memo wurde bekannt, Außenministerin Hillary Clinton musste intervenieren, um ihren Verbündeten im Amt zu halten. Die neue Einigkeit, die Obama jetzt von seinen Mitarbeitern fordert, wird sich so leicht nicht herstellen lassen.

Als Petraeus vor zwei Wochen im Senat vor dem Streitkräfteausschuss zu einer Anhörung über den Krieg in Afghanistan geladen war, fragte der Vorsitzende ihn, was er denn von Obamas Abzugszeitplan halte. Ob er den noch unterstütze? Petraeus zögerte: eine Sekunde, zwei, fünf, fast zehn Sekunden lang. Die Senatoren warteten. Schließlich sagte der General mit leiser Stimme: „In einer perfekten Welt sollten wir mit Zeitvorgaben vorsichtig sein.“ Das Datum Juli 2011, sagte er, sehe er als Botschaft der Dringlichkeit – nicht als das Datum, an dem die USA zum Ausgang strömen.

So, ganz anders als sein hitzköpfiger Vorgänger, redet der Diplomat unter den Generälen.

MARCO EVERS, MARC HUEJER,
SUSANNE KOELBL, GREGOR PETER SCHMITZ